

Senegalesische Straßenhändler_innen in Bozen und Brixen¹

Sophia Adolf, Dian Altin

Durch unsere Professorin für Anthropologie Dorothy Zinn erfuhren wir vom Projekt Migrantische Arbeitswelten in Südtirol und waren sofort interessiert und neugierig. Schnell meldeten wir uns bei ihr, um daran teilnehmen zu können. Wir wussten nicht viel, eigentlich kannten wir ausschließlich das Thema der Forschung und welche Zeit wir im Feld verbringen würden. Unsere erste Aufgabe war es, ein bestimmtes Feld auszuwählen. Nach reichlichem Überlegen, welche Felder im Kontext des Themas „Migrantische Arbeitswelten“ in Frage kämen, entschieden wir uns für den Straßenverkauf. Wir überlegten auch, was alles zum Straßenhandel zählt: Straßenmusikant_innen, Zeitungsverkauf, Rosenverkäufer_innen, die abends in Restaurants und Bars ihre Ware von Tisch zu Tisch anbieten, und Straßenhändler_innen, die Feuerzeuge, Armbänder und andere alltägliche Gebrauchsgegenstände verkaufen. Um das Feld einzugrenzen, entschieden wir uns für Straßenhändler_innen, von denen wir aus früheren Kontakten bereits einige kannten.

Unsere Forschungsgruppe bestand anfänglich aus vier Studierenden: Verena Altenhofen und einem weiteren Kollegen, der die Gruppe aus persönlichen Gründen verlassen musste, beide Masterstudierende der Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck, und Sophia Adolf und Dian Altin, Bachelorstudentinnen in Sozialer Arbeit an der Freien Universität Bozen mit Sitz in Brixen.

Unsere Forschung im April 2015 fand in den Stadtzentren Brixens und Bozens statt. Wir waren meist im öffentlichen Raum: während der ersten Woche in Brixen und während der zweiten Woche in Bozen. Verena Altenhofen knüpfte Kontakt zu Straßenverkäufer_innen in Bozen und führte dort auch Interviews, wir konzentrierten uns aus pragmatischen Gründen auf die Stadt Brixen, wo wir aus unserem Alltag bereits Verkäufer_innen kannten. Dies erleichterte uns den Feldzugang: Brixen ist – im Gegensatz zur Provinzhauptstadt Bozen, in der das Leben im öffentlichen Raum unpersönlicher wirkt – eine Kleinstadt, in der man sich kennt. In Brixen gibt es zwei männliche Straßenverkäufer, die sich dort regelmäßig aufhalten, in Bozen hingegen findet ein häufiger und unübersichtlicher Wechsel zwischen vielen Verkäufer_innen statt. Uns fiel dabei auf, dass sehr viele der Straßenverkäufer_innen aus dem Senegal stammen.

1 Dieser Text wurde von Dorothy Zinn betreut und lektoriert.

Der Straßenverkauf gehört zum Dienstleistungssektor: diverse Produkte werden auf öffentlichen Straßen und Plätzen verkauft. Es handelt sich dabei um eine Form informeller Ökonomie, dennoch benötigt man eine Genehmigung, die im Rathaus oder bei der Provinz angefordert werden muss.

Der Feldzugang

Die erste Herausforderung der Forschung bestand darin, einen geeigneten Zugang zu den Akteur_innen des Straßenhandels zu finden.

Theoretisch können für die Feldforschung nach Girtler (2002) drei Phasen des Zugangs beschrieben werden. Diese folgen einander allerdings nicht chronologisch und können fließend ineinander übergehen. Während unserer Forschung ließ sich nie nur eine Phase herauskristallisieren. Es bildeten sich stets Mischformen der ersten beiden Phasen, die sich noch dazu ständig änderten. Grund dafür war, dass wir stets neue Leute kennenlernten und gleichzeitig alte Kontakte aufrechterhielten und zu vertiefen versuchten.

Kontaktaufnahme: Annäherung und Akzeptiert werden

Im ersten Moment der Kontaktaufnahme ist es ausschlaggebend, Interesse zu zeigen und den Menschen gegenüber Achtung auszudrücken. Akzeptiert zu werden kann nicht durch die Forschung selbst erreicht werden, sondern vielmehr durch die Art, wie sich der oder die Forscher_in den Forschungspartner_innen gegenüber verhält. Das Verhalten des/r Forscher_in wird von den Informant_innen stets interpretiert, auch der/die Forscher_in wird analysiert und eingeordnet.

Wichtig ist, dass die Personen sicher sein können, dass die Ergebnisse der Forschung keinesfalls negative Folgen für sie haben werden. Man muss ihnen vermitteln können, dass man sie auf keinen Fall *ausspionieren* möchte und dass man ihnen stets mit Ehrlichkeit begegnet. Außerdem bedarf es der Sensibilität des/der Forscher_in, zu erkennen, wann man in einer Situation stört und sich besser zurückziehen sollte und wann es in Ordnung ist, anwesend zu sein. Durch diese Fähigkeit können Forschende zeigen, dass gewisse Grenzen respektiert werden und dadurch wird die Eingliederung in die Gruppe erleichtert.

Zurechtfinden: Vertrauen gewinnen, Horizonte erweitern, Spezialist_in werden

Nachdem eine Kontaktaufnahme geglückt ist, muss sich der/die Forscher_in bemühen, die Beziehungsbasis aufrechtzuerhalten, indem er /sie lernt, sich im Feld zurechtzufinden und sich dort angemessen zu bewegen. Dazu muss er/sie sich

stets selbst reflektieren und sich Fragen in Bezug auf das Feld stellen. Abgesehen davon muss er/sie genau beobachten, wie man sich verhalten sollte, um nicht unangenehm aufzufallen. In dieser Phase stellt man sich selbst dar und öffnet seine eigene Lebenswelt für die Forschungsgruppe. Diese Selbstdarstellung ist ein Aspekt, der in der Ethnologie nicht unumstritten ist, den Girtler aber betont, wenn er daran festhält, nur so an bestimmte Informationen zu gelangen, also dadurch einen sehr positiven Einfluss auf die Forschung zu haben.

Wir persönlich haben durchaus einiges unserer eigenen Lebenswelt preisgegeben, jedoch versuchten wir stets, eine gewisse Distanz zu wahren. So gesellten wir uns zu zwei Verkäufern, als sie in Brixen im Hofgarten Mittagspause machten und sprachen über Gott und die Welt mit ihnen. Dabei ergab es sich eher zufällig, dass wir uns für den nächsten Tag zu einem gemeinsamen Mittagessen verabredeten. Dieses Mittagessen sollte bei Sophia zu Hause stattfinden. Dadurch eröffneten wir ihnen einen Teil unserer Lebenswelt. Bei diesem Mittagessen erhielten wir viele Informationen und vertieften unsere Beziehung zu diesen Verkäufern. Anfänglich waren sie, sowie auch wir selbst, etwas unsicher, wie man sich verhält, wie man den Tisch deckt, welches Besteck man verwendet und so weiter. Doch schnell relativierte sich dies. Und jede/r war so, wie er/sie war und es wurde ein sehr harmonisches Beisammensein.

Integration und Perspektivenübernahme: Erweiterung Personenkreis und Wissen, Teilnahme, Identifikation, Anpassung

Wenn diese Forschung weitergeführt werden würde, wäre dies die nächste Phase. Doch leider genügten unsere zwei Wochen der Feldforschung nicht, um das Thema weiter zu vertiefen.

Ein weiterer Schritt zur Perspektivenübernahme wäre für uns dann jener der teilnehmenden Beobachtung, d.h. mit den uns bekannten Verkäufern gemeinsam auf der Straße Waren zu verkaufen.²

Die Bedeutung der Sprache in der Feldforschung

Folgt man frühen ethnologischen Ansätzen, so bilden Sprache und Kultur eine Einheit. Das Kennen der Sprache ist für eine gelungene Forschung also unabdingbar.

Die Sprache, so Roland Girtler, bildet eine der Voraussetzungen, um einen ersten Zugang ins Feld zu bekommen. Dabei sei es wichtig, sich eine Beziehung und ein gutes Verständnis der Sprache anzueignen, um bestimmte Wörter und Ausdrücke im richtigen Kontext zu verstehen und richtig anzuwenden. Die Aus-

2 Roland Girtler: Methoden der Feldforschung. Wien/Köln/Weimar 2002, 106-147.

drucksweise und das Handeln der Forschenden beeinflussen ebenso das Handeln der Forschungsgruppe. Und missverstandene Ausdrucksweisen können zu unangenehmen, problematischen Situationen führen und die Forschung negativ beeinflussen.³

In unserer Gruppe war es von Vorteil, dass wir ein großes Repertoire an verschiedenen Sprachen hatten, auch wenn wir diese nicht perfekt beherrschten. Diese Tatsache war für uns ein Sympathiepunkt, da auch unsere Kontaktpersonen verschiedene Sprachen auf unterschiedlichem Niveau beherrschten. So wurde in gewisser Weise die Hierarchie zwischen uns verflacht. Unsere Sprachenvielfalt ermöglichte uns Situationen mit einer hohen Flexibilität zu meistern. Neben der Sprache erweisen sich außerdem gewisse Fertigkeiten und Eigenschaften als wichtig.

Ned Polsky verdeutlicht, dass der/die Forscher_in zu Beginn jeder Forschung reflektieren muss, welche der eigenen Fertigkeiten oder Eigenschaften für die Forschung relevant sein können, um den jeweiligen Zugang positiv zu beeinflussen.⁴

Eine uns im Vorhinein unbewusste Eigenschaft, die uns den Zugang deutlich erleichterte, waren die *Cornrows* (afrikanische Zöpfe) von Dian, die sie zu diesem Zeitpunkt zufälligerweise hatte.

Die meisten Straßenverkäufer_innen, mit denen wir versuchten, Kontakt aufzunehmen, fühlten sich durch diese Frisur angesprochen und entwickelten eine Sympathie, die uns für sie ebenfalls interessant erscheinen ließ. So kamen wir des Öfteren aufgrund der Haare mit den Leuten ins Gespräch, sie wirkten als „Icebreaker“ für einen Gesprächseinstieg. Neben Polsky betont auch Girtler verschiedene, die Feldforschung beeinflussende Eigenschaften der Forschenden:

„Will man jedoch menschliches Handeln in seinen vielen Aspekten erforschen, so bedarf es einer ziemlichen Ausdauer, menschlichen Einfühlungsvermögens, eines gehörigen Maßes an Bescheidenheit, Demut und der Achtung vor anderen Menschen und deren Problemen.“⁵

Auch für uns waren unsere Offenheit, Flexibilität und Einfühlungsvermögen hilfreiche Eigenschaften; durch sie konnten wir persönliche Strategien entwickeln, mittels derer es uns gelang, einen erfolgreichen Zugang zum Feld und einen ungezwungenen Einstieg in diverse Gespräche zu erreichen. Da dies unsere erste Erfahrung in der Feldforschung war, hielten wir uns keinesfalls für Expert_innen und

3 Girtler (wie Anm. 1), 147-168.

4 Ned Polsky: Forschungsmethoden, Moral und Kriminologie. In: Friedrichs, J.: Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens. Stuttgart 1973, 51-83, zit. n. Girtler (wie Anm. 1), 65-105.

5 Girtler (wie Anm. 1), 72.

aufgrund dieser Bescheidenheit fiel es uns ganz leicht, auf derselben Ebene wie unsere Gesprächspartner_innen zu sein. Auch durch unsere vorherigen Erfahrungen mit verschiedensten Menschen war uns bewusst, dass es manchmal viel Geduld und Zeit benötigt, um ein Grundvertrauen und Informationen zu erlangen.

Obwohl wir unseren Zugang zum Feld also eher positiv beschreiben würden, gab es dennoch auch Probleme.

Im Grunde wurden wir mit zwei Hauptproblemen konfrontiert: Zum einen unser zu forscher, möglichst schneller Zugang, bei dem wir durch eine sofortige Konfrontation mit der Forschung, ohne den Versuch einer subtileren Kontaktaufnahme im ersten Schritt, unsere potentiellen Informanten_innen abschreckten. Sie zogen sich zurück und reagierten mit Ablehnung.

Zum anderen war es schwierig, vom informellen Beziehungsaufbau zu einem Forschungsverhältnis zu gelangen, beziehungsweise eine Balance zwischen beiden Beziehungsarten zu erarbeiten.

Der Feldforschungseinstieg

In unserer Forschung erwies es sich als effizient, durch „ero-epische“ Gespräche (Roland Girtler) sowie vorwiegend *nicht-teilnehmende* und *unstrukturierte* Beobachtungsformen aufschlussreiche Informationen zu erhalten.

Warum sich diese Methoden als zielführend erwiesen, wurde uns erst im Nachhinein durch die Auseinandersetzung mit der ethnologischen Literatur bewusst. Ein „ero-episches“ Gespräch schafft die Atmosphäre einer vertrauten Alltagssituation und bietet daher mehr Authentizität und Vertrautheit als ein geplantes Interview.

Am Anfang jeder Forschung besteht eine prinzipielle „Fremdheit“⁶ zwischen Forscher_in und Forschungspartner_in, die im Laufe der Forschung optimalerweise verringert wird, während eine Beziehung aufgebaut wird. In unserem Fall sind diese Beziehungen relativ eng geworden, was uns während und auch nach der Forschung beeinflusste. Dies brachte sowohl Positives als auch Negatives mit sich, darauf werden wir in unserer Reflexion am Ende noch näher eingehen. Während beispielsweise Alfred Schütz dafür plädiert, keinerlei Beziehung zu den Forschungspartner_innen/ Informant_innen aufzubauen,⁷ unterstreicht Frank Heidemann die Relationalität von Fremdheit:

„Derjenige, der mir fremd erscheint, verkörpert mein Fremdes, und folglich liegt es nahe, dass ich für ihn der Repräsentant einer für ihn fremden Kultur bin. Aus dieser

6 Ebd., 55.

7 Ebd., 16.

fundamentalen Einsicht folgt zunächst, dass Fremdheit relational ist. Das Fremde ist weder in ihm noch in mir, sondern liegt zwischen uns, es entsteht im Prozess. Wenn nun ein weiterer Beobachter (als Dritter) hinzutritt, so wird er - eine hinreichende kulturelle Distanz vorausgesetzt – weitere Bilder von mir und meinem Fremden entwerfen. Der Dritte wird in seine Beobachtungen auch seine Vorkenntnisse und Vorstellungen einschreiben. Diese Rolle des Dritten entspricht oft der des Ethologen. Spätestens hier wird klar, dass das Fremde immer Teil des Eigenen ist.“⁸

Zur Position der Forschenden hebt Heidemann außerdem hervor:

„Das Fremde existiert als Idee, doch die Folgen dieser Idee werden zur Realität. Je mehr der Forscher versucht das Fremde zu entfremden desto mehr begibt er sich in eine persönliche Ambivalenz. Denn es ist uns nicht möglich, unseren eigenen kulturellen Hintergrund komplett auszublenden, jedoch wissen wir, dass dieser uns den komplett objektiven Blick auf die andere/fremde Kultur versperrt und ‚vernebelt‘.“⁹

Aufgrund dieses Fremdheitsgefühls kann es leicht passieren, dass sich die Forschungspartner_innen verunsichert fühlen und sich zurückziehen.

Dies ist uns an einem Erlebnis besonders klar geworden: Es war einer der ersten Tage der Feldforschung. Wir gingen durch Bozen, über den Waltherplatz in die Museumsstraße, dort sahen wir einen Verkäufer am Straßenrand. Zu dritt beschlossen wir, ihn anzusprechen, ohne uns vorher Gedanken darüber zu machen, wie er sich dabei fühlen könnte und was wir genau sagen würden. Direkt sprachen wir über unsere Forschung und fragten ihn, ob er Interesse hätte, mit uns ein Interview zu führen. Er wich zurück und täuschte vor, nichts zu verstehen. Er sah uns nicht mehr an und blickte nervös um sich. Offensichtlich war er nicht interessiert an einem Interview. In dieser Situation wurde uns klar, dass dies der falsche Weg war, um mit einer Person ins Gespräch zu kommen. Denn wir waren dieser Person fremd und die Idee eines Interviews und unserer Forschung waren ihr noch fremder, vielleicht suspekt. Auch als wir danach versuchten, das Gespräch *umzulenken* und ein „ero-episches“ Gespräch zu führen, war dies nicht mehr möglich. Der Feldkontakt blockte auch diese Form des Gesprächs ab, wir hatten ihn zu sehr verunsichert. Auch wenn wir uns nach dieser Situation zufällig trafen, grüßten wir regelmäßig, überwandern aber die stets höfliche Distanz zwischen uns nicht. Im Gegenteil spürten wir auch eine gewisse uns entgegengerichtete Abneigung.

8 Frank Heidemann: Ethnologie. Eine Einführung. Göttingen 2011, 12.

9 Ebd., 12-13.

Obwohl wir keine direkt relevanten Informationen für die Forschung erhielten, war dieses Erlebnis äußerst wichtig für uns, um zu verstehen, auf welche Art und Weise wir uns im Feld des Straßenverkaufs bewegen sollten. Wir verstanden schließlich, dass wir einen empathischen Feldzugang finden mussten.

Außerdem stellten wir fest, dass der Begriff „Interview“ generell schnell für Skepsis und Ablehnung sorgt. Ein für uns plausibler Grund wäre der, dass Menschen, wenn sie in ein anderes Land immigrieren, strengen und teils wenig humanen Interviewsituationen ausgesetzt sind. Dadurch bedeutet für sie ein Interview meist *Verhör* ohne positiven Nutzen für sie selbst.

An einem sonnigen Vormittag setzten wir uns ohne vorhergehende Planung auf eine Bank am zentralen Waltherplatz in Bozen, um auf unsere Forschungskollegin zu warten. Daraus ergab sich zufälligerweise eine *nicht-teilnehmende* und *unstrukturierte Beobachtung*. Nach und nach trafen Straßenverkäufer_innen auf dem Waltherplatz ein. Ihr Arbeitsbeginn wirkte auf uns sehr angenehm, ruhig und gelassen. Sie setzten sich auf Bänke oder stellten sich daneben auf, breiteten langsam ihre Ware aus und unterhielten sich dabei angeregt miteinander. Anfangs waren es fünf männliche Verkäufer, die Sonnenbrillen verkauften.

Da das Feld unserer Beobachtung der öffentliche Raum war, wirkte es nicht seltsam, dass wir einfach nur dort saßen und zusahen; die Öffentlichkeit des Feldes war für den gesamten Verlauf unserer Forschung von Vorteil. In der Situation, in der wir noch auf einer der Bänke saßen und dem Geschehen zusahen, kann man uns als „vollständig Beobachtende“¹⁰ bezeichnen. Unerwartet kam einer der Verkäufer zu uns und sprach uns an. Überraschenderweise nicht mit dem Ziel, uns als potenziellen Kundinnen etwas zu verkaufen. Er begann hingegen sofort ein persönliches Gespräch. In diesem Moment wurde die Situation zu einer „teilnehmenden, unstrukturierten Beobachtung“¹¹. Dian trug zu dieser Zeit feine af-

10 Wir unterscheiden zwischen verschiedenen Typen der „Teilnahme“: a) „vollständige Partizipation“ → am natürlichsten, alle Bereiche, der/die Forscher_in ist wie ein_e Kolleg_in, auch das Privatleben spielt eine Rolle. b) „Teilnehmer_in als Beobachter_in“ → Gruppe/Informant_innen wissen, dass eine Forschung stattfindet (mehr partizipieren als beobachten, Beziehungen entwickeln sich). c) „Beobachter_in als Teilnehmer_in“ → einmalige Gespräche/Situationen; hohe Gefahr von Missverständnissen. Die unterschiedlichen Beobachtungsmethoden werden wie folgt unterschieden: „vollständig beobachtend“ zu sein bedeutet in keine sozialen Interaktionen mit der zu erforschenden Gruppe zu treten; die Gruppe weiß nicht, dass sie beobachtet wird. Bei einer „freien teilnehmenden Beobachtung“ können im Laufe der Zeit alle Formen der Teilnahme stattfinden. Vgl. Girtler (wie Anm. 1), 60-68.

11 Nicht-teilnehmende, unstrukturierte Beobachtung bedeutet meistens eine zufällige Alltagsbeobachtung. Nicht-teilnehmende, strukturierte Beobachtung: Der/die Beobachter_in steht außerhalb des Geschehens und weiß, wonach er/sie sucht bzw. was er/sie zu beobachten versucht. Teilnehmende, strukturierte Beobachtung unterscheidet sich von der nicht-teilnehmenden darin, dass der/die Beobachter_in in das Geschehen involviert ist und aktiv teilnimmt; er/sie hat ein Schema im Kopf und weiß, was, wie lang und auf welche Art zu beobachten ist. Dabei sind

rikanische Zöpfe, *Cornrows*, für die sich der Verkäufer interessierte und die er als Einstiegsthema ins Gespräch nutzte.

Bei der Reflexion dieser Situation interpretierten wir, dass das Haar-Styling die Fremdheit zwischen dem Verkäufer und uns verringerte, weil es etwas ihm Bekanntes war. Außerdem zeigt das Tragen dieser Zöpfe, dass Dian eine gewisse Akzeptanz oder Affinität gegenüber afrikanischen Moden mitbringt, das verringerte die Angst vor Ablehnung. Durch diese Gegebenheiten konnte sich ein vertrautes und authentisches Gespräch entwickeln, bei dem sich offensichtlich beide Seiten sehr wohl fühlten.

Die Situation führte auch dazu, dass andere Verkäufer_innen auf uns aufmerksam und neugierig wurden. Schnell vergrößerte sich der Kreis der Gesprächsteiligten und jede_r wurde jeder/m vorgestellt. Für unsere Forschung waren die Informationen dieses unterhaltsamen, *unstrukturierten* und *teilnehmenden* Vormittags äußerst fruchtbar.

Welches Vorwissen/Vorverständnis hatten wir bereits? Wie beeinflusste der Hintergrund der Sozialen Arbeit unsere Feldforschung?

Im Allgemeinen wird unsere Interpretation von Situationen durch unser Vorwissen beeinflusst. Dieses Vorwissen setzt sich zusammen aus der eigenen kulturellen Erfahrung (durch das soziale Umfeld und unsere Umwelt) und der Erfahrung durch unser Studium der Sozialen Arbeit.

Während einer Forschung ist es wichtig, sich selbst immer wieder bewusst zu machen, dass es unmöglich ist, dieses Vorverständnis vollkommen auszublenden und Situationen völlig unbeeinflusst und objektiv wahrzunehmen. Ständige Selbstreflexion ist daher unabdingbar. Dabei stellten wir fest, dass uns der Zugang der Sozialen Arbeit bezüglich unseres *Helfer_inneninstinktes* stark beeinflusste. In gewissen Situationen mussten wir uns zurückhalten, um die Forschung und die Forschungsgruppe nicht zu sehr zu beeinflussen.

„[d]ie zu beobachtenden Verhaltensweisen [...] eng begrenzt“ Ebd., 62. Teilnehmende, unstrukturierte Beobachtung/„freie“ Beobachtung verfährt ohne „systematischen Erhebungsplan“. Sie bietet mehr Spielraum und ist beinahe unbeschränkt. Der/die Beobachter_in übt weniger Kontrolle (über das Vorgehen, den Verlauf und die Auswertung) aus. Dies kann sowohl vorteilhaft als auch unvorteilhaft sein. Positiv hierbei sind ein breiter Rahmen und andauernd erweiterte/veränderte Perspektiven. Kontrolle gibt es bei dieser Beobachtungsform nur durch den/die Forscher_in selbst. Der/die Forscher_in muss seine/ ihre Identität reflektieren und muss achtsam sein, um Verzerrungen zu vermeiden. Ebd.

Das Thema des Essens als interkultureller Gesprächseinstieg

Im Feld des Straßenverkaufs stellte sich die indirekte und informelle Informationsbeschaffung als effizient heraus. Bei den Gesprächen kristallisierten sich bestimmte Themen heraus, die in Beziehung zueinander stehen.

Ein guter Gesprächseinstieg schien immer das Essen zu sein. Essen ist eine der ursprünglichsten sozialen Situationen, jeder kann darüber sprechen und auch eventuelle Verschiedenheiten oder anfängliche Fremdheit können durch die Gemeinsamkeit des Essens überwunden werden. Eine gemeinsame Essenssituation stellt eine zwischenmenschliche Beziehung dar und ermöglicht einen Zugang in die Gruppe. Sie ist auch stets mit einer Ruhephase verbunden, die die räumliche und zeitliche Möglichkeit für ein Gespräch bieten kann. Essen wird oft verbunden mit gewissen Ritualen, Festlichkeiten und Zeremonien und es ist ein Grundbedürfnis aller Menschen. Deshalb können Menschen auch in einer fremden Umgebung durch das Essen ein Gefühl von Wohlbefinden und Vertrautheit erlangen. Dieses Gefühl kann verstärkt werden, wenn die Möglichkeit besteht, das Essen nach den Regeln und Rezepten der eigenen Kultur zuzubereiten und mit anderen zu teilen. Außerdem herrscht ein Bezug zwischen Familie und Essen, da man die ersten Essenssituationen mit seiner Familie in vertrauter Umgebung erlebt. Die Nahrungszunahme führt zur Sättigung und diese wiederum zu einem Glücksgefühl, das die Menschen zufrieden stellt.¹²

„Geht es dir gut? Hast du gut gegessen? Did you eat well?
Isst du dein Geld?“¹³

Das Essen einer typischen Speise aus dem Herkunftsland kann das Gefühl von Vertrautheit in einer fremden Umgebung bieten.¹⁴ Oft sprechen wir mit sene-

12 Vgl. dazu einführend Katja Herzke u. Friedemann Schmolz: Abgeschmeckt und aufgedeckt. Alles übers Essen. Köln 2009. Außerdem: Alois Wierlacher (Hg.): Kulturthema Essen. Berlin 1993. Timo Heimerdinger u. Philipp Pape: Essen und Trinken. Kulturelle und gestalterische Phänomene. Dokumentation des Projektseminars „Essen und Trinken. Kult, Symbol und Gestaltung“ Eine Kooperation der Abt. Kulturanthropologie/Volkskunde im Dt. Institut der Johannes Gutenberg-3 Universität Mainz mit dem Studiengang Design der FH Mainz im WS 05/06. Werkbericht No. 7 der FH Mainz 2007. Timo Heimerdinger: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005/II), 205-218.

13 Originalzitate aus unseren Gesprächen mit Straßenhändler_innen, übersetzt von den Autor_innen aus Wolof. Wolof ist die meist verbreitete inoffizielle Sprache im Senegal, ca. 80% der Senegales_innen sprechen Wolof.

14 Vgl. Konrad Köstlin: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom - Oder: Soul Food in der Moderne. In: Forschungen zur Volkskunde Baden-Württembergs 4 (1991), 157 -174.

galesischen Verkäufer_innen über ihr sogenanntes Nationalgericht „Dieub ou djiene“ (Fisch mit Reis), einige kochen diese Speise fast täglich. Andere wiederum bevorzugen italienisches Essen, weil sie der Meinung sind, dass ihr Nationalgericht aufgrund fehlender Zutaten in Italien nicht gleich gut schmecke. Eine ähnliche Ambivalenz haben wir in Bezug auf Kaffee beobachtet. Die meisten unserer senegalesischen Gesprächspartner_innen erzählten, dass der italienische Kaffee nicht gut sei, der beste Kaffee hingegen sei der senegalesische *Kaffee Touba*. Obwohl sie vom senegalesischen Kaffee schwärmten, konnten wir immer wieder beobachten, wie sie in einer Bar italienischen Espresso tranken. Darauf angesprochen, erzählte uns ein Verkäufer, dass er von seinem letzten Aufenthalt im Senegal vier Kilogramm *Kaffee Touba* nach Italien mitgenommen habe. Wenn diese jedoch verbraucht seien, müsse er natürlich auf italienischen Kaffee umsteigen oder auf Kaffee verzichten.

Auch in Bezug auf andere Nahrungsmittel müsse man gewisse Abstriche machen, weil es statt Erdnüssen, Mangos und Kokosnüssen in Italien nur Äpfel und Orangen gebe. Immer wieder betonten die Männer, wie wichtig Obst und Äpfel für die Gesundheit seien, weshalb sie uns auch häufig Obst anboten und dieses mit uns teilen wollten. Diese Geste des Teilens kann man als kulturelle Höflichkeitsnorm betrachten, denn im Senegal isst man niemals alleine und Gastfreundschaft wird sehr hoch geschätzt. Meistens trafen wir Straßenhändler_innen in ihrer Mittagspause, weil sie in dieser Zeit ihre Waren zur Seite legen konnten und Zeit für ein Gespräch hatten, auf das sich die meisten gerne einließen.

Transnational leben

Essen stellt eine Verbindung zu einem Ort der Vertrautheit her, an welchem sich meist auch die Familie befindet. Essen kann somit als die Repräsentation eines Zugehörigkeitsgefühls gelesen werden. Bei den meisten unserer Gesprächspartner_innen ist dieser Ort der Senegal sowie jetzt auch Italien.¹⁵

Die Straßenverkäufer_innen haben in der Regel ihre Familien zurückgelassen und arbeiten in Italien, um in erster Linie ihre Familien zu Hause finanziell zu unterstützen. Den Großteil der Zeit verbringen sie in Italien. Hier haben sie sich ein soziales Netzwerk aus Freunden und Bekannten aufgebaut, das ihnen ein Gefühl von Vertrautheit und Wohlbefinden vermittelt. Dennoch wird der Senegal als „zu

15 Bewusst verwenden wir nicht den Begriff Südtirol sondern Italien, denn unsere Gesprächspartner_innen unterschieden diese auch nicht. Dazu kommt, dass sie auch hauptsächlich Italienisch sprechen, da sie meist in Süditalien ankamen. Erst in Südtirol wurden sie mit der deutschen Sprache konfrontiert. Nun können sie entscheiden, ob sie die deutsche Sprache erlernen wollen oder nicht. Es ist aber möglich, allein mit Italienisch auszukommen, solange sie im Bereich des Straßenverkaufs tätig sind.

Hause“ definiert. Sie vermittelten uns Stolz auf ihr Herkunftsland, vor allem bei Gesprächen über das Nationalgericht und den *Kaffee Touba*. Zugleich ist die Rede über „zu Hause“ ambivalent, da sie eine Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Orten verspüren.

Migration ist ein dynamischer Prozess. Heutzutage wird Migration als facettenreicher Begriff verstanden, der neue mobile Formen miteinschließt. *Transnational* zu leben bedeutet, dass man simultan in zwei oder mehreren verschiedenen Staaten lebt und sich oft an beiden oder mehreren Orten „zu Hause“ und wohl fühlt. Transmigrant_innen überqueren dabei häufig geographische und politische Grenzen. Transnationalität beschreibt die Erlebnisse, die Migrant_innen in Bezug auf Kultur, Wirtschaft, Politik und soziales Leben erfahren, wenn sie immer wieder ihren Standort wechseln. Somit finden sich in einem sozialen Feld zwei unterschiedliche Gesellschaftsmuster wieder. Die Netzwerke, Aktivitäten und Praxen umfassen die der Ankunftsgesellschaft und die der Herkunftsgesellschaft.

Ältere und inzwischen überwundene Modelle der Migration betrachten Migration unter dem Blickwinkel der Assimilation, der Anpassung der Migrant_innen an die Kultur des neuen Landes. Der gegenwärtige Diskurs des Transnationalismus nimmt stärker sowohl den soziokulturellen Hintergrund der Migrant_innen, als auch ihre Umgangsformen mit der neuen Kultur in den Blick. Viele unserer Gesprächspartner_innen beschreiben einen transnationalen Lebensstil, ohne ihn als diesen zu bezeichnen. Sie begründen die Migration, bei der die Beziehungen zum Herkunftsland aufrecht erhalten bleiben und sie auch öfter hin- und zurück pendeln, damit, dass sie so ihre Familie im Senegal ernähren können und ihren Kindern gute Bildungsmöglichkeiten bieten können.¹⁶

Der Platz der Straßenverkäufer_innen in beiden Gesellschaften

Straßenverkäufer_innen leben in zwei Welten: ihrem Herkunftsland (in unserer Forschung war dies meist Senegal, in Verena Altenhofens Forschung auch Bangladesh und Rumänien) und ihrem „Arbeitsland“ Italien. In ihrem Herkunftsland leben immer noch ihre Familien und Freunde und in ihrem Arbeitsland leben sie, um Geld zu verdienen und ihre Familien zu unterstützen. Man spürt, dass ihnen beide Länder in verschiedener Hinsicht wichtig sind, deshalb haben viele persönliche Strategien entwickelt, um sich in beiden Ländern zu orientieren, zu informieren und gut zurechtzukommen. Einerseits schauen sie regelmäßig senegalesisches Fernsehen, um zu wissen, was zu Hause los ist. Andererseits infor-

16 Bruno Riccio: From 'ethnic group' to 'transnational community'? Senegalese migrants' ambivalent experiences and multiple trajectories. In: *Journal of ethnic and migration studies* 27 (4) 2001, 583-599.

mieren sie sich auch über die italienischen/südtiroler Neuigkeiten in der Zeitung und im Internet. Noch dazu hilft ihnen das Lesen der Zeitung zur Verbesserung der italienischen Sprachkenntnisse und die lokalen Nachrichten bilden eine Gesprächsbasis für den Dialog mit Ortsansässigen. Uns wurde deutlich, dass Italien für die Gesprächspartner_innen mehr mit Arbeit verbunden ist und nicht mit einem zu Hause: So haben sie nicht im Sinn, ihre Familie nach Italien zu holen. Allerdings schließen sie auch nicht aus, dass die Kinder zum Beispiel aus eigenem Impuls nach Europa kommen wollen. Doch dies wird ihnen von ihren Vätern meist erst nach der Ausbildung erlaubt. Den Kontakt mit der Familie aufrechtzuerhalten, ist den von uns gesprochenen Männern äußerst wichtig und sie geben für die täglichen Telefonate, gemessen an ihrem Einkommen, relativ viel Geld aus (5 Euro genügen für ca. 3 Tage). Außerdem ist es von großer Bedeutung, die Familie bei wichtigen Festlichkeiten finanziell zu unterstützen, damit sind sie in gewisser Weise daran beteiligt ohne selbst dabei zu sein. Eines der wichtigsten Feste im Senegal ist das *Tabaski* Fest.¹⁷ Zentral ist, dass das Opfertier vom Familienoberhaupt bezahlt wird, und das können die Straßenverkäufer auch von Italien aus tun. Interessanterweise können Straßenhändler_innen auch die christlichen Feiertage für ihren Verkauf zum Vorteil nutzen, indem sie zum Beispiel zur Weihnachtszeit weihnachtliche Produkte verkaufen. Zu dieser Zeit boomt der Verkauf und sie können Geld ansparen und wenn sie genug verdient haben, zwischen Januar und März in den Senegal fliegen. Damit können sie in den kalten Wintermonaten, in denen der Straßenhandel beschwerlich ist und nach den Feiertagen auch wenig Kundschaft anzieht, eine Auszeit mit der Familie nutzen.

Wir hatten den Eindruck, dass unsere Kontaktpersonen sich gut in Südtirol auskennen und an wesentliche Informationen kommen. So besaßen jene, die wir näher kennenlernten, einen *Südtirol Pass*,¹⁸ der innerhalb Südtirols, wo das Pendeln zwischen den Städten zum Alltag gehört, eine wichtige Ressource darstellt.

Neben ihrer transnationalen Lebensweise zwischen Italien und dem Senegal wird ihnen aber in Italien eine „Außenseiterrolle“ zugeschrieben: sie bilden eine Minderheit.

In Bozen leben all jene Straßenhändler_innen, mit denen wir sprachen, gemeinsam in einem Wohnhaus am Bahnhof oder am *Piazza Verde*.

Die Einheimischen sehen diese Teile der Stadt als weniger attraktiv an, da die Instandhaltung vernachlässigt wird. Die Miete ist dadurch allerdings für Menschen mit einem geringeren Einkommen erschwinglich. Durch die Ansiedlung

17 *Tabaski* ist die senegalesische Bezeichnung für das islamische Opferfest, bei der traditionell von männlichen Familienoberhäuptern eine Ziege oder ein Schaf durch Schächten geopfert wird.

18 Der *Südtirol Pass* ist ein persönlicher, nicht übertragbarer Fahrschein und gilt auf allen Verkehrsmitteln des Verkehrsverbundes Südtirol.

der Menschen dort und die wachsende Nachfrage an speziellen Produkten entstanden Läden wie eine *Halal* Metzgerei und viele afrikanische Gemüse- und Obstläden, sowie auch kleine Asia-Läden.

Und auch im Senegal bilden die im Ausland Lebenden eine Minderheit durch ihre überwiegende Abwesenheit. Obwohl das Arbeiten in Europa einerseits Statussymbol im Senegal ist, laufen insbesondere Straßenverkäufer_innen Gefahr, durch zu geringen Verdienst ihrer Rolle als Ernährer_in der zurückgebliebenen Familie nicht gerecht zu werden.¹⁹

Spracherwerb im zweisprachigen Südtirol

Italien ist für jene senegalesischen Straßenverkäufer, mit denen wir sprechen konnten, nicht nur ein kurzer Zwischenstopp, sondern mit einem langfristigen Aufenthalt verbunden. Der Grund für die Migration nach Italien war zumeist Geld zu verdienen, um die Familien im Herkunftsland zu ernähren, was ihnen im Senegal nicht möglich war. Infolge dieser Motivation erlernten unsere Gesprächspartner mehr oder weniger gut die italienische Sprache. Sprache als Basis für Interaktion und Dialog ist eine der Grundvoraussetzungen für den Straßenverkauf: eine bessere Beherrschung der Sprache verhilft zu erfolgreichem Handel. Während alle kontaktierten Straßenhändler_innen die italienische Sprache beherrschten, sprachen sie kaum Deutsch. Dies könnte diverse Gründe haben. Zum einen ist das Italienische als romanische Sprache für französischsprachige Westafrikaner_innen, aber auch für Verkäufer_innen aus Bangladesh, aufgrund der weniger komplexen Grammatik und Aussprache einfacher zu erlernen als Deutsch. Meist sind die Migrant_innen aber auch über Süditalien nach Südtirol gekommen, so dass sie bereits länger mit der italienischen Sprache in Kontakt waren. In Südtirol entwickeln dann aber viele den Wunsch, auch Deutsch zu erlernen, vor allem, wenn sie im nördlichen Teil Südtirols arbeiten. Die große Bereitschaft, Sprachen zu erlernen, steht in Zusammenhang mit ihrer Arbeit: Die Kommunikation mit den Kund_innen sichert ihren Verkauf und somit ihren Lebensunterhalt. Dadurch kann wiederum die Familie besser unterstützt werden, im besten Fall kann genug gespart werden, um die Familie im Senegal zu besuchen und dort neue Waren einzukaufen. Einen weiteren Grund stellt die hohe Wertschätzung des Sprechens verschiedener Sprachen dar: Fremdsprachen zu erlernen bedeutet für viele, gebildet zu sein. Dies spiegelt sich auch im Stolz eines Verkäufers über seinen Sohn wider, der Französisch, Deutsch und Wolof spricht. So besuchten viele unserer

¹⁹ Vgl. dazu Ralph Grillo u. Bruno Riccio: Translocal Development: Italy - Senegal. In: Population, Space and Place 10 (2004), 99-111.

Kontakte schon kurz nach ihrer Ankunft in Italien einen Italienischkurs, um sich eine Grundbasis anzueignen.

Der Straßenverkauf

Der Verkauf auf der Straße wird von den meisten Männern, mit denen wir sprachen, als Etappe in Bezug auf die Arbeit gesehen. Der Straßenhandel soll lediglich als Übergang zu einer ertragreicheren und besser angesehenen Arbeit in Italien dienen. In einem Gespräch mit einem der Verkäufer erfuhren wir, dass dieser, als er in Norditalien ankam, in einer Fabrik tätig war, jedoch aufgrund der wirtschaftlichen Lage diesen Job verlor und nun seit einiger Zeit nach einem neuen Job sucht. Um diese Zeit sinnvoll zu überbrücken, ist er derzeit im Straßenverkauf tätig (zu einer genaueren Analyse dieses Fallbeispiels siehe den Beitrag von Verena Altenhofen in diesem Band). Auch viele andere Verkäufer_innen deuteten an, dass sie den Straßenverkauf nur so lange ausführen wollen, bis sie einen anderen sicheren Arbeitsplatz finden.

Wie bereits erwähnt, benötigt man für den Straßenverkauf eine Lizenz, die die meisten unserer näher vertrauten Gesprächspartner besaßen und aus eigener Tasche bezahlten. Andere jedoch, die nicht über eine Lizenz verfügen, kommen nur an sehr besucherreichen Tagen nach Bozen und schmuggeln sich unter die vielen Verkäufer, die eine solche Lizenz besitzen, um ihre Ware zu verkaufen. Dies erlebten wir an einem Samstagvormittag in Bozen:

Auf dem *Siegesplatz* wird der Markt aufgebaut, während die Menschen aus ihren Wohnungen kommen, um Wochenendeinkäufe zu erledigen, andere wiederum reisen mit Auto und Zug an, um einfach durch die Stadt zu bummeln. Die Kaffees füllen sich langsam und der Tag beginnt. Die Verkäufer_innen aus Bozen wissen genau, dass diese Samstage für sie viel Geld einbringen können und machen sich auf den Weg zur Arbeit. Sie stellen sich an ihren gewohnten Plätzen auf und beginnen mit dem Auslegen der Waren wie an jedem anderen Arbeitstag. Doch eines ist an diesem Samstag anders, die Konkurrenz ist größer. Bei genauerem Hinsehen sieht man auf einmal unbekannte Gesichter im Kreise der Straßenverkäufer_innen. Die Züge der unbekanntenen Männer sind angespannt, denn sie kommen aus Trient, Verona und anderen Städten bis nach Bozen, um sich unter die Leute zu mischen. Sie besitzen keine Verkaufslizenz und versuchen unter den vielen Verkäufer_innen mit Lizenz unauffällig zu bleiben.

Eine Frage, die uns bezüglich des Verkaufsgeschäftes während der Forschung immer wieder beschäftigte, war, woher die Ware stammt und wie die Verkäufer so schnell ihre Waren an das Wetter anpassen und zum Beispiel von Sonnenbrillen zu Regenschirmen wechseln können.

Mehrere Verkäufer berichteten von einem gemeinschaftlichen Kauf in anderen Regionen Italiens (Rom, Mailand, Neapel). Und sie erklärten uns auch, dass sie nicht nur beim Kauf der Ware ihr Geld zusammenlegen, sondern auch den Gewinn des Verkaufs gerecht untereinander aufteilen. Neben denjenigen, die gemeinsam wirtschaften, gibt es auch Händler, die auf eigenen Gewinn verkaufen. Hierzu zählen die uns bekannten Verkäufer in Brixen und vereinzelte von uns kontaktierte Verkäufer in Bozen, die die anderen eher als Konkurrenz sehen. Trotz der Konkurrenzsituation sind die Verkäufer_innen untereinander befreundet, so treffen sie sich beispielsweise sonntags zum Fußballspielen.

Der Wechsel der Ware ist deshalb so einfach, weil sie alle nicht weit vom Verkaufsort wohnen (Bozen), oder ihre Ware in einer nahe gelegenen Bar deponieren dürfen (Brixen).

Nicht nur Straßenverkauf

Obwohl die Arbeit von vielen nur als Übergangslösung gesehen wird, ist der Straßenverkauf eine respektable Arbeit mit festen Arbeitszeiten und (teilweise wechselnden) festen Standplätzen, der man gewachsen sein muss und die sehr anstrengend sein kann. Denn die Verkäufer_innen müssen auch mit Ablehnung, Missachtung, Respektlosigkeit und Ignoranz umgehen können.

Eine solche Situation konnten wir einmal selbst beobachten:

Eine Lehrerin kam mit ihrer Schulklasse auf den *Domplatz* in Brixen und unterhielt sich mit einer weiteren Aufsichtsperson, während die Kinder sich auf dem Platz verteilten und miteinander spielten. Einige Kinder interessierten sich offensichtlich für die Ware eines Verkäufers. Dies gefiel der Lehrperson nicht, worauf sie den Verkäufer auf eine missachtende und unhöfliche Weise (scharfer Tonfall, abwertender Gesichtsausdruck, keine Höflichkeitsformen) wegschickte. Daraufhin sprachen wir die Lehrperson konkret auf die Situation an und sie erklärte uns, dass sie Straßenverkäufer_innen generell ohne die Ware zu betrachten sofort wegschicken würde, für sie verkauften alle die „gleichen unnützen Produkte“, wie sie uns wissen ließ. Außerdem wolle sie nicht, dass die Kinder während ihrer Aufsichtspflicht solche Ware kauften. Als wir sie darauf hinwiesen, dass ihre Argumentation zwar verständlich sei, man dies aber auch freundlicher mitteilen könnte, wirkte sie sehr uneinsichtig und misstrauisch uns gegenüber. Interessanterweise störte uns die Situation mehr als den Verkäufer selbst, der ohne zu reagieren einfach wegging. Gleichmaßen jedoch erfuhren wir auch in vielen Situationen, dass das Gegenteil der Fall war und Straßenverkäufer_innen durchaus akzeptiert werden.

Öffentlicher Raum

Bei unserem Feldforschungsaufenthalt in Bozen und Brixen bemerkten wir enorme Unterschiede in Bezug auf die Beziehung zwischen den Verkäufer_innen untereinander und zwischen Verkäufer_innen und Passant_innen. In Bozen konnte man häufig beobachten, dass die Händler_innen gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig unterstützen, wohingegen sich die beiden Verkäufer in Brixen zwar unterstützen, jedoch nur für sich selbst arbeiten. Die Passant_innen in Bozen kennen die Verkäufer_innen in der Regel nicht persönlich, dies konnte man nur vereinzelt sehen. In Brixen allerdings merkt man, dass die beiden Straßenhändler im städtischen Raum und bei den Ortsansässigen mit ihren Spitznamen bekannt sind: Schüler_innen kommen vorbei, rufen „Hey Rambo“ und lachen. Ein Mann kommt auf einen der beiden Verkäufer zu und spricht mit ihm über das vergangene Fußballspiel. In den Bars werden sie begrüßt und von den Besitzer_innen auf einen Kaffee eingeladen.

Community – „We are all friends“

Nicht nur bei der Arbeit kann man einen gewissen Gruppenzusammenhalt feststellen. Uns wurde auch immer wieder erzählt, dass die Verkäufer_innen alle am selben Ort wohnen, teilweise die Wohnungen teilen, zusammen kochen und essen und in ihrer Freizeit gemeinsam Fußball spielen. Dieses Phänomen von Zusammenhalt und Zusammenwirken erklärt sich uns durch verschiedene Aspekte: Zum einen ist es im Senegal zum Beispiel üblich in des Anderen Wohnraum einzutreten und sich dort aufzuhalten oder sein Essen mit allen Anwesenden zu teilen. Zum anderen führt die Tatsache, dass sie alle als transnationale Migrant_innen in Italien leben und alle mit ähnlichen Bedingungen konfrontiert werden, zu mehr Zusammenhalt und gegenseitiger Unterstützung. Es bildet sich eine Art Familienstruktur, in der sich ein Gefühl von Vertrautheit auch hier in Italien etablieren lässt. Aus unserer etischen Perspektive bezeichnen wir dies als „Community“, wohingegen sie selbst es so benennen: „*We are all friends.*“ (ein Verkäufer, Bozen 2015)

Zur Reflexion unserer Felderfahrungen

Diese Forschung war eine sehr interessante Erfahrung für uns, und wir konnten einiges über uns selbst, über ethnologische Forschung allgemein und über unser spezifisches Forschungsfeld lernen.

Zu Beginn unserer Forschung mussten wir lernen, Dinge, die uns vielleicht im ersten Moment *normal* erschienen, aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten,

um zu sehen, was dahinter steckt. Auch wenn wir gewisse Verhaltensweisen immer wieder beobachten konnten, mussten wir uns zurückhalten, *Gesetzmäßigkeiten* und *Kategorien* aufzustellen. Dadurch konnten wir lernen, dass menschliches Verhalten im Nachhinein zwar interpretiert, doch niemals prognostiziert und keinesfalls kategorisiert werden kann. Durch unsere Neugier und Abenteuerlust stürzten wir uns in das Projekt, ohne zu wissen, was auf uns zukommen wird. Während der Reflexion erkannten wir, dass dies manchmal zu Fehlern führte, aber wir es vermieden haben, irgendwelche Erwartungen zu beweisen oder zu falsifizieren. Unser einziger Beweggrund war, zu entdecken und kennenzulernen.

Eine eher schockierende Einsicht war, zu erkennen, dass wir doch nicht so vorurteilsfrei sind, wie wir zuvor dachten. Jeder Mensch wird durch seine Umwelt und sein Umfeld beeinflusst und nimmt Vorurteile unbewusst auf, die man nicht ohne Weiteres ablegen kann. Immer wieder ertappten wir uns dabei, Vorannahmen zu haben. Die Forschung half uns hier, vorerst zu verstehen und zu akzeptieren, dass wir selbst auch Vorurteile haben, diese zu erkennen und dann zu versuchen, sie nach und nach abzubauen beziehungsweise angemessen damit umzugehen.

Ein Beispiel war, dass wir davon ausgingen, Straßenhändler_innen würden überwiegend schlecht behandelt werden. Doch viele Ereignisse zeigten uns, vor allem in Brixen, dass sie meist gut behandelt und sozial akzeptiert und eingebunden werden.

Der informelle Zugang, der uns während der Forschung stets hilfreich war, stellte sich im Nachhinein auch als problematisch heraus, weil wir uns seiner Implikationen nicht bewusst waren.

Nach dem Ende der Feldforschung konnten wir anlässlich einer Buchpräsentation Claudia Lintners zum Thema der „migrant entrepreneurs“²⁰, unsere Forschungsgruppe vorstellen. Dazu luden wir zwei unserer männlichen Informanten an die Universität in Brixen ein. Unsere Idee war, nicht *über* die Personen zu sprechen, sondern den Leuten selbst eine Stimme zu geben und sie für sich selbst sprechen zu lassen.

Zunächst verlief alles wie geplant, die Informanten kamen zum vereinbarten Termin, wir setzten uns gemeinsam in den Präsentationsraum und warteten, bis die Veranstaltung begann. Plötzlich kam ein Kamerateam eines Lokalsenders in den Raum und beide reagierten sehr verunsichert, sie wurden unruhig. Einer der beiden zog während des gesamten Verlaufes der Präsentation nicht einmal seine Winterjacke aus. Der andere war sichtlich herausgeputzt, doch sagte er uns, dass er nicht vor der Kamera sprechen könne. Es schien, als sei unsere Idee gescheitert. Doch im Laufe der Präsentation verließ das Kamerateam wieder den Raum. Als

20 Siehe dazu Claudia Lintners Beitrag in diesem Band.

wir zu dem Teil kamen, in dem die Informanten sprechen sollten, bevorzugten sie es, im Publikum sitzen zu bleiben, was für die Organisatoren völlig in Ordnung war. Es entwickelte sich eine Art informelle Diskussionsrunde und beide konnten sich gut einbringen. Ihre Erzählungen beeindruckten das Publikum und die Veranstaltung endete erfolgreich. Einer der beiden Verkäufer verließ jedoch sofort, nachdem er gesprochen hatte, den Raum. Als die Präsentation zu Ende war, und wir zusammen den Raum verlassen wollten, wurde einer der Verkäufer von drei Personen angesprochen und um ein Interview gebeten. Wir vermittelten ihm, dass wir die Menschen nicht kannten und nahmen ihn in Schutz vor dem Ansturm, denn er war sichtlich überfordert mit der Situation. Es war uns wichtig, ihm gegenüber danach nochmals zu betonen, dass wir von der Kamera nichts gewusst hatten und wir ihm Recht gaben, als er die Interviews ablehnte. Durch die Präsentation wurde unser informeller Zugang ungeahnt sehr formell und die Konsequenzen der Einladung zu dieser offiziellen Veranstaltung waren uns zuvor nicht bewusst. Daraus lernten wir, dass wir dies nicht wiederholen würden. Denn was informell ist, sollte auch so bleiben. Durch die plötzliche Änderung der Ebene und des Settings, in dem wir uns befanden, war unsere Beziehung in Gefahr geraten.

Dadurch, dass wir bereits vor der Forschung einige der Kontaktpersonen kannten und zu manchen auch eine relativ stabile Beziehung hatten, fiel es uns sehr schwer, mit ihnen vollkommen ehrlich über die Forschung zu sprechen. Wie vermieden es, dass sie uns mit der Forschung identifizierten. Deshalb stellten wir es oft so dar, als seien wir nur *Helferinnen* der anderen Forscher_innen. Dies brachte uns später in einen ethischen Konflikt.

Nach dem Ende der Forschung

In ethnologischen Forschungsprozessen taucht man für den Zeitraum der Forschung in ein Feld ein und verlässt es dann wieder, um Abstand zu gewinnen und die Ergebnisse zu verarbeiten. Doch dies war uns nicht möglich, da die Forschung in unserem Alltagsraum stattfand. Deshalb hat die Forschungsbeziehung für uns bis heute noch kein absolutes Ende gefunden, auch wenn wir nicht mehr aktiv forschen, sondern ein rein freundschaftliches Verhältnis zu den Kontaktpersonen pflegen. Immer wieder bekommen wir unterschwellig und unbewusst forschungsrelevante Informationen, die uns in ein ethisches Dilemma bringen, da wir uns nicht sicher sind, ob es richtig wäre, sie in die Arbeit einzubringen. Wir haben uns aus forschungsethischen Gründen deshalb dazu entschieden, alle Informationen, die wir nach der Forschung bekamen, für uns zu behalten und nicht zu publizieren. Wir empfinden es als Gewinn, eine freundschaftliche Beziehung zu unseren Forschungspartner_innen aufrechterhalten zu können.

Literatur

- Girtler, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien/ Köln/Weimar 2002.
- Heidemann, Frank: Ethnologie. Eine Einführung. Göttingen 2011.
- Grillo, Ralph und Riccio, Bruno: Translocal Development: Italy - Senegal. In: Population, Space and Place 10 (2004), 99-111.
- Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005/II), 205-218.
- Heimerdinger, Timo u. Pape Philipp: Essen und Trinken. Kulturelle und gestalterische Phänomene. Dokumentation des Projektseminars „Essen und Trinken. Kult, Symbol und Gestaltung“ Eine Kooperation der Abt. Kulturanthropologie/Volkskunde im Dt. Institut der Johannes Gutenberg-3 Universität Mainz mit dem Studiengang Design der FH Mainz im WS 05/06. Werkbericht No. 7 der FH Mainz 2007.
- Herzke, Katja u. Schmolz Friedemann: abgeschmeckt und aufgedeckt. alles übers essen. Köln 2009.
- Köstlin, Konrad: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom - Oder: Soul Food in der Moderne. In: Forschungen zur Volkskunde Baden-Württembergs 4 (1991), 157 -174.
- Riccio, Bruno: From 'ethnic group' to 'transnational community'? Senegalese migrants' ambivalent experiences and multiple trajectories. In: Journal of ethnic and migration studies 27 (4) 2001, 583-599.
- Wierlacher, Alois (Hg.): Kulturthema Essen. Berlin 1993.

